

Buchrezensionen

Bauer, S. & Kordy, H. (Hrsg.). (2008). E-Mental-Health. Neue Medien in der psychosozialen Versorgung. Berlin: Springer. 350 Seiten. 34,95 €.

Claus Bischoff

Die Forschungsstelle für Psychotherapie (FOST) am Universitätsklinikum Heidelberg, an dem die beiden Herausgeber dieser Monografie arbeiten (Hans Kordy als ihr Leiter), gilt in Deutschland zurecht als eine Keimzelle internetbasierter Angebote im Bereich der psychologischen Beratung/ Psychotherapie. So wundert es nicht, dass es diesen Herausgebern gelungen ist, für ihr Buch namhafte KollegInnen als Autoren zu gewinnen, die selbst aktiv und in Modellprojekten E-Mental-Health-(EMH-) Ansätze entwickelt haben und erproben.

Das Werk gliedert sich in drei Hauptteile: Grundlagen und Hintergründe, Anwendungsbeispiele, Ausblick.

Hauptteil I „**Grundlagen und Hintergründe**“ umfasst drei Kapitel:

Ein facetten- und aufschlussreiches Übersichtsreferat der Herausgeber über Chancen und Herausforderungen, die sich aus den neuen kommunikationstechnischen Möglichkeiten für die psychosoziale Versorgung ergeben; ein Kapitel (Almer) über die rechtlichen Implikationen von „Fernbehandlungen“ aus berufs- und haftungsrechtlicher Perspektive (die interessanterweise für Nachsorgemaßnahmen, einem Haupteinsatzge-

biet von EMH-Interventionen vergleichsweise gering sind); und ein Kapitel (Wenzel), das Standards für den Aufbau neuer EMH-Angebote auf den verschiedenen Ebenen (Technik, Inhalt, Subjekt, Beziehung etc.) empfiehlt und die Datenschutz- und Datensicherheitsbestimmungen und Möglichkeiten ihrer konkreten Befolgung vorstellt.

Hauptteil II „**Anwendungsbeispiele**“ ist der umfangreichste und seinerseits untergliedert in Oberkapitel mit jeweils mehreren Beiträgen:

Die vorgestellten Programme zu *Prävention und Frühintervention* sind in erster Linie internetbasiert und betreffen die Störungsbilder Tabakkonsum (Haug et al.), PTBS bei körperlichen Verletzungen (Sijbrandij et al.), Depression und Suizidalität (Blume und Hegerl) und Essstörungen (Mößner). Vorgesehen ist bei allen ein Selbsttest zum jeweiligen Problemverhalten (Onlinediagnostik), dessen Ergebnisse im Sinne der Stepped Care weitere Schritte beeinflussen: z. B. Informierung, Beratung, spezielle Interventionen (Informationsmaterial, Expertensysteme, Forum, Chatgroup, E-Mail), in manchen Fällen sogar Face-to-Face-Beratung.

Auch im Anwendungsbereich *Beratung und Therapie* sind Angebote für eine ganze Palet-

te von Störungsbildern (PTBS, Phobien, Depression, Krebs etc.) versammelt, nun aber auch solche für unspezifische Zielgruppen. Um die Bandbreite anzudeuten, vier Beispiele:

Die Telefonseelsorge, seit ihrer Entstehung in den 1950er Jahren eine „teletherapeutische“ Intervention, hat 1995 ihr Angebot um E-Mail, Chat und Öffentlichkeitsarbeit im Internet erweitert – mit steigender Nachfrage (Wenzel). Es würden über diese neuen Angebote öfter tabuisierte Themen angesprochen als am Telefon.

„Interapy“ (= internetbasierte Psychotherapie; Wagner und Lange) ist ein inzwischen sehr gut ausgearbeiteter und als effektiv evaluierter, auf den Prinzipien der KVT fußender Therapieansatz, der sich aus dem Amsterdam Writing Project entwickelt hat und als zentrales Element – neben Onlinediagnostik, Informationsmaterial, Übungen – therapeutische Schreibaufgaben hat. Das Angebot ist störungsspezifisch zugeschnitten auf PTBS, Komplizierte Trauer, Burn-out-Syndrom, Depression und Panikstörung.

„Onko-Kids-Online“ (Sedlak), bisher ein Pilotprojekt, soll krebserkrankten Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit geben, in der Behandlungs- und Nachsorgephase via Internet

den Kontakt zu Familie, Gleichaltrigen und Schule aufrechtzuerhalten. Mobile Systeme (Handheld-Computer) unterstützen die Behandlung (Erinnerungsfunktionen für Termine und Medikamenteneinnahme) in der ambulanten Phase.

Die neuen Technologien erlauben die Herstellung virtueller Realitäten, die verhaltenstherapeutische Konfrontationsbehandlungen (Phobien, PTBS) erleichtern und optimieren. Klassischer Einsatz: die Therapie der Flugphobie im Flugsimulator (Mühlberger et al.). In einem europäischen Gemeinschaftsprojekt (EMMA – Engaging Media for Mental Health Applications) wurde der Ansatz weiterentwickelt (Banos et al.), dahingehend, dass die virtuelle Umgebung programmgesteuert für jeden Teilnehmer durch Auswahl von Farben, Klängen, Bildern etc. individuell gestaltet werden kann.

Der Bereich *Nachsorge und Rückfallprävention* ist Heimspiel der Herausgeber. FOST begleitet technologisch und wissenschaftlich zum Beispiel das SMS-Projekt für Patientinnen mit Bulimie (Bauer et al.) der AHG Psychosomatische Fachklinik Bad Pyrmont und die Modellprojekte „Internetbrücke“ und „E-Mail-Brücke“ (Wolf et al.) der Panorama-Klinik in Scheidegg. Während die beiden „Brü-

cken“ über den therapeutisch betreuten Chatroom mit festen Gruppenzeiten und -regeln bzw. über E-Mail einen persönlichen Kontakt zwischen den Patienten und den Therapeuten garantieren, wird im SMS-Projekt diese „Beziehung“ weitgehend automatisiert: Die Patientin erhält wöchentlich eine SMS mit drei Fragen zu ihrem Problemverhalten. Der Server reagiert auf die drei Zahlenangaben je nach Konstellation mit vorformulierten Antworten. Als letzte Form der Internetnutzung in der Nachsorge sei das Konzept von Ebert et al. erwähnt, in dem „kooperative Entwicklungsteams“ aus drei bis fünf Patienten auf einer Nachsorgeplattform (Internetforum) interagieren, d. h. den Stand persönlicher Entwicklungspläne besprechen, die in der Schlussphase des stationären Aufenthaltes erarbeitet wurden.

Nicht fehlen darf in einem solchen Buch die Auseinan-

dersetzung mit der *Sicht von Teilnehmern und Therapeuten*. Immer wieder ist zu hören, bei E-Mental-Health komme die wichtigste Wirkkomponente der Psychotherapie, die therapeutische Beziehung, zu kurz. Dies sei auch der Grund für die hohen Abbruchraten.

Die zwei ersten Artikel des Oberkapitels betreffen die oben geschilderten Interventionsformen „Chatbrücke“ und „E-Mail-Brücke“ als Formen der Nachsorge. Das erste (Wolf & Bauer) schildert systematische Befragungen von Teilnehmern an diesen Interventionen, aus denen wichtige Schlussfolgerungen hinsichtlich der Anforderungen an einen „kompetenten Onlinetherapeuten“ gezogen werden können. Das zweite (Hunner & Wagner) thematisiert die Perspektive von Onlinetherapeuten selbst, vor allem hinsichtlich der Frage nach den Ausschlusskriterien dieser Interventionsformen.

Es lässt sich anhand der beiden Artikel klar sagen, dass die Akzeptanz der neuen Interventionen eine Frage der psychologisch-didaktischen Qualität ihrer Aufbereitung ist.

Den Hauptbereich III des Buches „Ausblick“ bestreiten die beiden Herausgeber mit Artikeln über „Forschungsperspektiven“ (Bauer) und „Kommunikationstechnologien zur Optimierung der Gesundheitsversorgung“ (Kordy). Tatsächlich eröffnen die neuen Medien hervorragende Möglichkeiten zur reliablen und ökologisch validen Erfassung von Verhaltensweisen und Beeinträchtigungen. Wie kaum sonst in Psychotherapieverläufen liefern sie „automatisch“ dokumentiertes Material (v. a. Texte), das inhaltsanalytisch ausgewertet werden kann.

Ein Glossar wichtiger Begriffe der „schönen, neuen Medienwelt“ (Anhang) rundet die

Monografie inhaltlich ab. Das Buch hat ein Sachverzeichnis – aber leider kein Autorenverzeichnis (es muss auch etwas zu meckern geben...).

Mit den neuen Medien befindet sich auch die Psychotherapie in einer Aufbruch-, fast könnte man sagen Goldgräberstimmung. Die Begeisterung ist groß. Groß ist allerdings auch der Kreis der Mahner. In der Tat gibt es viele technische, juristische, inhaltliche und interaktionelle Probleme, die mit EMH verknüpft sind. So viel lässt sich feststellen: Dieses Buch kennt sie und benennt sie – und setzt sich mit ihnen vorbehaltlos auseinander. Man kann dem Buch nur viele Leser wünschen.

Prof. Dr. Claus Bischoff

AHG-Klinik für Psychosomatik
Bad Dürkheim
67098 Bad Dürkheim
CBischoff@ahg.de

Hardt, J., Cramer-Düncher, U. & Ochs, M. (Hrsg.). (2009). Verloren in virtuellen Welten. Computerspielsucht im Spannungsfeld von Psychotherapie und Pädagogik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 152 Seiten. 19,90 €.

Curd Michael Hockel

Wer heute mit Kindern und Jugendlichen arbeitet, der muss verstehen, wie die heranwachsenden Generationen der „digital natives“ – im Internetzeitalter Geborenen – sich zu den Facetten dieser Welt stellen. Neben den Blogs und Plattformen für Kontakte sind Computerspiele ein wesentlicher Teilbereich dieser virtuellen Realität – und in die damit verbundenen Gefahren – auch für Erwachsene

– einzuführen, ist das kleine Bändchen gut geeignet.

Der Titel signalisiert eine Sicht: Computerspiele werden als Welten gesehen – und Kinder und Jugendliche können sich in ihnen und in der Sucht nach dem Dortsein verlieren. Dankenswerter Weise ist das kleine Büchlein weit informativer als der Titel andeutet. Wer heutzutage die Formel „das Xte

aller Zeiten“ benutzt, macht sich schuldig: als sei mit dem Narzissmus unserer Jetztzeit bereits das Ende der Zeiten erreicht, wird in der Beschreibung des Marktsegmentes Video- und Computerspiele „World of Warcraft“ als „das erfolgreichste Onlinerollenspiel aller Zeiten“ benannt. Gerade gegen diese Oberflächlichkeit verweist Graf (der Benutzer dieser unsinnigen Metapher)

bei seiner Beschreibung des Spannungsfeldes Spielmarkt und Nutzungstrend auf die Notwendigkeit mit den Kindern zu reden. „Pädagogische Fachkräfte und Eltern müssen sich darüber bewusst sein, dass sie für Kinder und Jugendliche eine Referenz sind, an der sie sich orientieren und reiben wollen.“ Tatsächlich dokumentiert die Summe der klug zusammengestellten Aufsätze (die die

Früchte einer sehr erfolgreichen Tagung der Hessischen Psychotherapeutenkammer erntet) eher, dass die Zeiten solch neuer Wirklichkeit erst gerade begonnen haben und die wirklichen Erfolge noch gar nicht absehbar sind.

Für jene, die bisher kaum mit dem Medium und dem Umgang von Kindern und Jugendlichen mit diesen Welten, eigene Erfahrungen machten, ist die differenzierende Darstellung von drei Grundkonzepten hilfreich: Grunewald beschreibt „Second Life“, „World of Warcraft“ und „Counter-Strike“ als Beispiele für Kategorien: als virtuelle Welt ist „Second Life“ nur um eine Stufe virtueller als das eineinhalbte „Life“, das Kinder und Jugendliche heute in ihren Handys, Netzwerken und Blogs längst alltäglich bewohnen und nutzen. Während also dort im „Second Life“ die Aufgabe sich sein Leben nach eigenen Wünschen einzurichten (auf Probe) bewältigt werden muss, sind im „Counter-Strike“ Kampfgruppen gegeneinander unterwegs und in der „Welt des Kriegshandwerkes“ wird eben dieses ausgeübt, ohne wirklichen Schaden

und Tote zu produzieren. Eine Tatsache, die mit dem Medium Unvertrauten weitgehend verschlossen bleibt, ist, dass die Faszination der virtuellen Welten gerade nicht in der einsamen Omnipotenz des Träumens liegt, sondern in der realen Kooperation mit den anderen Onlinerollenspielern. Diese Wirklichkeit des Teams ist es, die die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien davon abhalten wird „Counter-Strike“ und vergleichbare Gruppenspiele zu indizieren, „da der Aspekt des gemeinsamen Spiels in diesem Spiel hoch zu bewerten ist“.

Technologische Umbrüche provozieren immer Maschinenstürmerei – und zugleich gibt es unvermeidlich wirkliche Opfer. Als die ersten Automobile auftauchten gab es Unfälle – dass wir heute in einer Gesellschaft leben, die eine Unzahl von Verkehrstoten als selbstverständlichen „Kollateralschaden“ der zivilen Mobilität betrachtet, fällt keinem mehr auf. Es besteht begründete Hoffnung, dass die Entwicklung der virtuellen Welten neben den neuen Suchtmöglichkeiten doch ganz entschieden förderliche neue

Kulturformen ermöglichen wird. Den deutlichsten Hinweis in diese Richtung geben Beranek, Cramer-Düncher und Baier in ihrer genaueren Betrachtung des zitierten Onlinerollenspiels „World of Warcraft“, wenn sie die erfragte subjektive Sicht jugendlicher Spieler berichten und zusammenfassend bemerken: „Letztlich zeigt sich im Interesse vieler Jugendlicher an solchen Computerspielen wie ‚World of Warcraft‘ in hohem Maße eine Sehnsucht nach einer gerechten, geordneten und kalkulierbaren Welt, in der ein Jugendlicher noch Einfluss haben und mitwirken kann, in der seine Stimme und Partizipation gefragt sind.“

Dass „die unheimlichen Miterzieher“ (Hornung, Lukesch) genau betrachtet gehören, wird stimmig hergeleitet und dass Internetsucht ein wachsendes Gegenwartsproblem ist, wird ebenso belegt, wie es Lampen-Ingenkamp und te Wildt gemeinsam gelingt, die krankheitswertige Internet- und Computerspielabhängigkeit realistisch in Beziehung zu setzen mit anderen psychischen Problemen, so dass gesagt werden kann, dass „das pathologische

Mediennutzungsverhalten im Sinne eines gescheiterten neurotischen Konfliktlösungsversuches als komplexes Symptom verständlich werden“ kann.

Meine persönliche Zusammenfassung des Problems: Nicht die Nutzung macht krank, sondern Kranke nutzen die Fluchtwelten anders als Gesunde. Dass es Bildschirmnutzer-Suchtprobleme gibt, ist so selbstverständlich, wie die uralte Tatsache, dass der innere Bildschirm der Phantasie schon immer Menschen in Träumerei verloren gehen ließ. Eine Zusammenfassung der Buchbesprechung: ein lesenswertes Impulsbuch zum Einstieg in eine eigene Meinungsbildung zum Thema. Eine Empfehlung für Kolleginnen und Kollegen: Wer eine allgemeine Kompetenz mit ambulanter Suchttherapie hat, sollte sich das Buch vornehmen, um am Beispiel einzutreten, in die genauere Betrachtung der nicht stoffgebundenen Süchte.

Curd Michael Hockel

PP und KJP
Thierschplatz 5
80538 München
cmhockel@t-online.de

Thielen, M. (Hrsg.). (2009). Körper – Gefühl – Denken. Körperpsychotherapie und Selbstregulation. Gießen: Psychosozial-Verlag. 406 Seiten. 39,90 Euro.

Jürgen Kriz

Das von Manfred Thielen herausgegebene Buch enthält zwei Dutzend Beiträge, die auf der Basis von Vorträgen und Seminaren ausgearbeitet wurden. Diese fanden auf dem 3. Kongress der „Deutschen Ge-

sellschaft für Körperpsychotherapie“, 2007 an der FU Berlin statt. Auch wer sich bisher wenig mit Körperpsychotherapie beschäftigt hat, wird zumindest einige der Namen kennen, wie Stanley Keleman (einer der Pi-

oniere der KPT), Gustl Marlock (der mit Halko Weiss 2006 das umfangreiche Handbuch der Körperpsychotherapie bei Schattauer herausgegeben hat), Ulfried Geuter, Hans-Joachim Maaz, Mona-Lisa Boyesen,

Peter Heinel, Ulrich Sollmann, Margit Koemeda-Lutz, Angela von Arnim, Ralf Vogt, Anderas Wehowsky und andere.

Dass hier nicht die Namen aller Autorinnen und Autoren, ge-

schweige denn von allen Beiträgen auch nur die Titel, genannt werden können, macht das Dilemma jedes umfangreichen Herausgeberbandes deutlich: Einerseits wird eine bewundernswerte, erfreuliche und informative Breite an körperpsychotherapeutischen Grundlagen, praktischen Vorgehensweisen, Reflexionen und Ideen für Weiterentwicklungen präsentiert. Dies gibt den bereits in diesem Bereich arbeitenden Kolleginnen und Kollegen wichtige weiterführende Hinweise auf die Arbeit der anderen, sowie neue Perspektiven und anregende Ausblicke. Andererseits handelt es sich eben nicht um eine insgesamt streng durchkomponierte und strukturierte Darstellung, wie etwa bei einem Lehrbuch oder einer Monographie. Obwohl bei über 400 Druckseiten die Beiträge keineswegs als kurz zu bezeichnen sind, hätte ich mir doch bei manchen Themen noch mehr Ausführlichkeit gewünscht. Und mancher Leser, der noch wenig mit körperpsychotherapeutischen Gedanken in Berührung geraten ist, würde sich vielleicht zu Beginn ein programmatisches Kapitel wünschen, das übersichtlich und die einzelnen Perspektiven verzahrend in die Thematik „Körperpsychotherapie“ einführt. Das konnte

und wollte Manfred Thielen in seinem Vorwort von nur neun Seiten so nicht leisten.

Geschickt ist allerdings, dass der Band (wie bereits auch der Kongress) das Konzept der Selbstregulation ins Zentrum gestellt hat und so immerhin einen gemeinsamen Fokus für die Vielfalt körperpsychotherapeutischer Arbeit und ihrer theoretischen Perspektiven anbietet. Es handelt sich zugleich um ein Konzept, das am stärksten anschlussfähig an die derzeitigen Diskurse anderer psychotherapeutischer Richtungen ist. Wenn auch die Psychologie und Psychotherapie immer noch systemtheoretischen Konzepten insgesamt eher mit gewisser Abstinenz und Vorsicht begegnet und daher zunehmend den Anschluss an die rasante Entwicklung der interdisziplinären systemtheoretischen Diskurse in den Naturwissenschaften verliert, scheint doch zumindest der zentrale Aspekt der Selbstregulation für viele Richtungen bedeutsam zu werden. Selbstregulatorische Prozesse spielen nämlich auf allen Ebenen eine wichtige Rolle: angefangen bei den neuronalen Netzen und ihren Feedbackschleifen; dann bei den zahlreichen regulatorischen Prozessen innerhalb und zwischen den Teilen und

Organen des Körpers; des weiteren bei den regulatorischen Rückkoppelungen zwischen somatischen und psychischen Systemprozessen; und nicht zuletzt bei den interpersonellen Prozessen, welche in Form von Paar- und Familienstrukturen, kulturellen Mustern oder gar Weltbildern ihre Wirkung entfalten. Überall finden wir selbstorganisierte Ordnungsbildung, deren Stabilisierung und Veränderung zunehmend als Themen auch für die Psychotherapie entdeckt werden. Es gibt heute kaum einen psychotherapeutischen Ansatz, der sich nicht explizit auch über selbstregulatorische Prozesse Gedanken macht. Hier nicht nur anzuknüpfen, sondern darauf zu verweisen, dass es eine lange und elaborierte Tradition innerhalb der Körperpsychotherapie gibt, ist sicher für den richtungsübergreifenden Diskurs eine kluge Entscheidung, von der zu hoffen ist, dass körperpsychotherapeutische Konzepte insgesamt besser und deutlicher wahrgenommen werden und ein angemessenes Gewicht erhalten.

Das Thema „Selbstregulation“ kommt dann in den unterschiedlichen Beiträgen auch in vielen Facetten vor – von der Selbstregulation durch Neurofeedback (A. Wehowsky) über

Ansätze und Projekte in der Arbeit mit Säuglingen und Kleinkindern (P. Geißler, M. Thielen oder P. Diederichs & I. Jungclaussen) über deren Bedeutung beim Umgang mit Psychotrauma (u. a. R. Vogt) bis hin zu eher allgemeineren psychosomatischen Zusammenhängen und ihrer Psychodynamik (H.-J. Maaz). Gerade unter dem eben benannten Aspekt interdisziplinärer Anschlussfähigkeiten war für mich allerdings erstaunlich, in den Literaturverweisen eine recht starke Abgeschlossenheit in der Wahrnehmung der Diskurse zu entdecken: Es tauchen faktisch keine Hinweise auf die umfangreiche Literatur zu Selbstregulationsprozessen in der systemischen Therapie oder gar der interdisziplinären Selbstorganisations- und Systemtheorie auf. Hier ist sicherlich die Synergie zwischen den Arbeitsbereichen deutlich zu erhöhen – was allerdings als Mahnung an beide Seiten zu verstehen ist, denn auch die Selbstorganisationsdiskurse in Psychologie und Psychotherapie haben gegenüber der in diesem Band referierten Konzepten und ihren Autoren erstaunlich blinde Flecken.

Wünschenswert ist natürlich auch, dass dieser Band dazu beiträgt, dass Körperpsychotherapie mehr von den akade-



International Society of Schema Therapy

ISST Conference 2010 in Berlin

Schema Therapy and New Developments in Experiential Techniques: Research and Practice

Key Speakers: Jeffrey Young, Arnoud Arntz, Wendy Behary; Emily Holmes; David Bernstein; Scott Kellog; George Lockwood; Joan Farrell; David Edwards

Thursday, Friday, Saturday July, 8th – 10th 2010 in Berlin, Germany

Virchow-Langenbeck-Haus, Luisenstrasse 58/59, 10117 Berlin (Mitte)
For more information and to register on the web go to www.isst-online.com

mischen Institutionen wahrgenommen und berücksichtigt wird, welche ja große Beträge für Forschung selektiv verteilen. Es ist gut, dass in einem der Buchbeiträge drei aktuelle Forschungsprojekte vorgestellt und diskutiert werden. Allerdings fand ich hier interessant, wie erfolgreich Schuldzuweisungsideologien bereits gewirkt haben: Die Autorin (M. Koemeda-Lutz) spricht nämlich pejorativ von „Aufholbedarf“ und dass mehr „Interesse“ an Forschung bei Körperpsychotherapeuten vorhanden sein sollte. Verglichen mit der großen Anzahl an VT-Studien nehmen sich die 30 Evaluationsstudien (davon 14 RCT-Studien) zur Wirksamkeit von Körperpsychotherapie, die F.

Röhrich gerade in einer Übersicht in einem Routledge-Journal zusammengestellt hat¹, in der Tat eher bescheiden aus. Doch liegt das wohl weniger daran, dass vorhandene Forschungskapazitäten und Ressourcen von Körperpsychotherapeuten blockiert würden. Es ist doch wohl eher andersherum: dass (aus welchen Gründen auch immer) eine inzwischen einseitig besetzte Gruppe, welche die Forschungsgelder verteilt, diese seit Jahrzehnten ebensowenig zur Erforschung der Körperpsychotherapie einsetzt, und dann anderen Forschungsdefizite vorwirft. Das ist so, als würden die Großgrundbesitzer, die den Landarbeitern nur noch kleine Schrebergärten übrig gelassen haben, diesen vor-

werfen, dass diese „kein Interesse“ hätten, sich die großen (und teuren) Erntemaschinen für „bessere Effizienz“ zu kaufen. Forschungsdefizite können nur von der vergleichsweise reichen Forschergemeinschaft überwunden werden und können nicht als Vorwurf an einige eher arme Praktiker dienen.

Fazit: Körperpsychotherapie braucht einen größeren Stellenwert in der Wahrnehmung des gesamten psychotherapeutischen Spektrums – besonders aber auch seitens der akademischen Forscher bzw. Verteiler der Forschungsgelder. Dieses Buch mit vielen spannenden Beiträgen, die insgesamt den aktuellen Stand der Körperpsychotherapie und

ihres reichhaltigen methodischen Spektrums widerspiegeln, kann dazu beitragen, dass dieses Wahrnehmungs-, Kenntnis- und Forschungsdefizit in der Psychotherapie verringert wird. Möge es also viele LeserInnen finden, die sich dadurch in ihrer praktischen und forscherschen Arbeit anregen lassen!

¹ www.informaworld.com/smpp/content~db=all~content=a913145625

Prof. Dr. Jürgen Kriz

Universität Osnabrück
 FB Humanwissenschaften
 49069 Osnabrück
juergen.kriz@uni-osnabrueck.de

Abgabe, Kauf und Bewertung psychotherapeutischer Praxen

Von Dr. Uta Rüping und Ekkehard Mittelstaedt.

2008. XXI, 291 Seiten. Gebunden. € 49,-. ISBN 978-3-938909-23-2

Der Prozess der Praxisübergabe der vertragspsychotherapeutischen Praxis ist ein komplexes Unterfangen. Das gilt für die Veräußerung genauso wie für den Kauf.

Wie aber kann und sollte der Übergabeprozess gestaltet werden? Welche Handlungsalternativen gibt es bei der Veräußerung, welche gibt es beim Kauf? Wie lässt sich der Wert einer Praxis feststellen?

Das Werk wird den Besonderheiten psychotherapeutischer Praxen gerecht, zeigt Gestaltungsvarianten, rechtliche und wirtschaftliche Rahmenbedingungen auf und umfasst die Themenkomplexe Vertragsarztrechtliche Bedingungen und Verfahren der Praxisnachfolge, Vertragsgestaltung, Praxiswertberechnung und Bewertung der Investition „Praxiskauf“ (aus Käufersicht).

Das Buch wendet sich nicht nur an Verkäufer und Käufer psychotherapeutischer Praxen. Praxisinhaber erfahren, was sich wertsteigernd auswirkt und verschaffen sich durch frühzeitiges Herangehen an das Thema mehr Chancen und Handlungsspielraum beim Verkauf.

